

Kilian BÜHLMANN¹ & Susanna KRÄHENBÜHL (Bern)

Kommunikative Orte – die Herausforderung universitärer Architektur

Zusammenfassung

Bauen für Universitäten heißt Orte gestalten, die den Austausch unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Dozierenden, Assistierenden und Studierenden fördern und unterstützen. Diese Anforderung gilt für alle Aspekte universitärer Raumplanung und Raumgestaltung. Der vorliegende Werkstattbericht der Universität Bern dokumentiert dies an je einem Beispiel aus den Themenbereichen Arealplanung, Gebäudekonzeption, Geschossorganisation und Einrichtung.

Schlüsselwörter

Architektur, Campus, Gestaltung, Einrichtung, Kommunikation

Communicative places – a challenge for university architecture

Abstract

Building universities means structuring places that promote and support the exchange between scientists, teachers, assistants and students. This requirement presents a challenge in all aspects of the development planning and interior design of universities. The present workshop report from the University of Bern provides examples for each of the following topics: area planning, building conceptions, floor plans and interior design.

Keywords

architecture, campus, structuring, interior design, communication

¹ E-Mail: kilian.buehlmann@bau.unibe.ch

1 Einleitung

Hörräume, Bibliotheken, Laboratorien, Büros, Verpflegungsbetriebe, Spitäler, Sportanlagen... die Liste ließe sich unendlich weiter führen: Keine andere Institution verfügt über ein derart unterschiedliches Raumangebot wie eine Universität. Auf den ersten Blick scheint es ausgeschlossen, in dieser Vielfalt ein gemeinsames Thema zu finden, das eine spezifisch „universitäre Architektur“ definieren könnte. Und doch gibt es einen roten Faden, der sich durch sämtliche universitären Bauaufgaben zieht.

Rohstoff und Kerngeschäft von Universitäten ist das Wissen. Lehre, Forschung und universitäre Dienstleistungen sind auf einen intensiven, lebhaften und ungehinderten Wissensaustausch angewiesen. Universitäre Architektur soll deshalb Räume anbieten, die Begegnungen unterstützen, fördern und herausfordern. Ideen, Konzepte und Theorien sollen sich im universitären Alltag anregenden und lustvollen Debatten stellen. Alle Akteurinnen und Akteure sollen in diesen Kommunikationsprozess eingebunden werden: Dozierende, Assistierende und Studierende. Die Diskussionen sollen die Fächergrenzen sprengen und Auseinandersetzungen mit Universitätsangehörigen mit anderen Perspektiven und anderen Erfahrungshintergründen ermöglichen.

Gelegentlich sind es herausragende Einzelgebäude, wie z. B. das Rolex Learning Center der EPFL in Lausanne, die exemplarisch die Bedeutung solch kommunikativer Raumstrukturen erlebbar machen. In der alltäglichen universitären Baupraxis sind diesbezügliche räumliche Maßnahmen meist weniger spektakulär. Entscheidend ist letztlich, dass die Thematik eine durchgehende Grundhaltung auf allen Ebenen der universitären Raumplanung und Raumgestaltung wird: Am Beispiel der Universität Bern werden in diesem Werkstattbericht die Schaffung kommunikativer Raumstrukturen an je einem Beispiel aus der strategischen Arealplanung, der Gebäudekonzeption, der Geschossorganisation und der Einrichtung dargestellt.

Eine entscheidende Vorbemerkung zur Debatte über kommunikative Raumstrukturen an Universitäten sei vorangestellt: Es gibt auch das gegenteilige Bedürfnis: Studieren und Forschen erfordert Orte, die Konzentration und Reflexion ermöglichen, Orte, an welche man sich von der hohen Dichte von Interaktionen und Aktivitäten des Universitätsalltages zurückziehen kann. Eine gute Universitätsarchitektur geht mit der Ambivalenz von Austausch und Rückzug bewusst um, schafft Räume, die einerseits die kommunikativen Aspekte der universitären Gemeinschaft fördern, andererseits widmet sie sich mit großer Sorgfalt den stillen Orten des Denkens und Schreibens. Es gilt, den Spagat zwischen Wissensmarktplatz und Forscherinnen- und Forscherklausur zu bewältigen.

2 Die Stadtuniversität als Campus

Die in den 70er-Jahren häufigen Auslagerungen von Universitäten in Campusanlagen am Stadtrand wurde in Bern geplant, aber nie umgesetzt, weil im zentrumsnahen Universitätsquartier immer wieder frei gewordene Industrie- und Dienstleistungsareale für die Universität umgenutzt werden konnten. Im kommunikativen Setting unterscheiden sich Stadtuniversitäten erheblich von Campus-Anlagen: Die

Stadtuniversität ist in eine lebhaftere urbane Struktur mit einer hohen Nutzungsvielfalt integriert. Sie profitiert von den städtischen Angeboten wie Wohnungen, Läden, Dienstleistungsgeschäften, Restaurants, Bars, kulturellen Institutionen etc. und ist ihrerseits eine bedeutende Akteurin in der städtischen Vielfalt.

Campus-Universitäten weisen dagegen meist eine einseitig auf Lehre und Forschung konzentrierte Nutzungsstruktur auf; für das Alltagsleben außerhalb von Hörsaal, Bibliothek und Forschungslabor fehlt oft das Meiste. Aktuelle Entwicklungsprojekte verfolgen deshalb das Ziel, solche Campus-Anlagen in lebendige Wissenschaftsquartiere mit städtischen Lebensräumen aufzuwerten. Das Projekt Science City der ETH Höngherberg ist eines der bekanntesten Beispiele für eine solche Transformation.

Eine große Stärke der Campus-Universität ist ihre inspirierende und identitätsstiftende Atmosphäre: Das räumlich konzentrierte Nebeneinander verschiedener Wissensgebiete und die Verzahnung von Forschung und Lehre sind hervorragende Voraussetzungen für eine Vielfalt interdisziplinärer Begegnungen und Zusammenarbeit. Bei der Stadtuniversität besteht dagegen die Gefahr einer räumlichen Zersplitterung auf viele isolierte Einzelstandorte, die zwar hervorragend mit dem städtischen Umfeld, aber ungenügend untereinander vernetzt sind. Sie erschweren dadurch die interdisziplinäre Kommunikation, schaffen vielfach eine starke Trennungen zwischen Lehre und Forschung und erzeugen nur eine schwache räumliche Identität der Universität.

Mit ihrer räumlichen Entwicklungsstrategie versucht die Universität Bern eine Synthese von Stadt- und Campus-Universität, indem sie die Universität konsequent auf drei räumliche Schwerpunkte im Universitätsquartier und das benachbarte Areal des Universitätsspitals konzentriert.



Abb. 1: Die Schwerpunkte-Areale der Universität Bern

Jeder dieser Schwerpunkte umfasst jeweils mehrere Fakultäten, beherbergt Institutionen der Lehre, Forschung und Dienstleistung und verfügt über sämtliche universitätsspezifische Infrastruktureinrichtungen wie Hör- und Seminarräume, Bibliotheken, Mensen etc. In allen Schwerpunkten studieren je rund 5.000 Studierende, was sie zu eigentlichen Campus-Anlagen macht. Die Schwerpunkte sind eigenständige Areale, die jedoch in das urbane Stadtquartier eingebettet sind. Durch diese räumliche Konzentration wird die zu feinkörnige Durchmischung von Quartier und Universität entflichtet, was zu einem prägnanten räumlichen Erscheinungsbild und einer starken Identität von Universität und Quartier führt.

3 Nutzungen verzahnen

Als „our marketplace“ bezeichnen die Angehörigen des Institutes für Englische Sprachen und Literaturen den offenen Raum in ihrem Institut in Unitobler, einer ehemaligen Schokoladefabrik (Architekten: P. Clémenton, D. Herren, A. Roost). Beim Umbau dieser Fabrik in ein Zentrum für Geistes- und Sozialwissenschaften wurden bewusst Raumkonzepte gesucht, welche Begegnungen zwischen Studierenden, Assistierenden und Dozierenden aktiv fördern und interdisziplinäre Kontakte unterstützen. Eine der diesbezüglich erfolgreichsten Maßnahmen ist die raffinierte räumliche Verzahnung der Institute mit der Bibliothek.

Im Wesentlichen besteht Unitobler aus einem Institutsgebäude, das einen langgestreckten, mit Glas überdeckten Innenhof umschließt. In diesen fünfgeschossigen Innenhof sind Plattformen mit den Bücherbeständen und den Leseplätzen der den Hof umgebenden Institute integriert. Über kleine Brücken werden diese Bibliotheksplattformen direkt aus den Institutsräumen erschlossen. Der Weg der Studierenden in die Bibliothek und zu den Leseplätzen führt somit zwangsläufig durch die offene Gemeinschaftszone des Institutes über die Brücke auf die Bibliotheksplattform.



Abb. 2: Bibliothek Unitobler

Kontakte zwischen den Studierenden und den Mitarbeitenden der Institute sind dadurch häufig und vielschichtig. Man sieht die Professorinnen und Professoren nicht nur im Hörsaal, sondern begegnet ihnen regelmäßig auch in ihrem Forschungsalltag. Im ersten Semester mag es etwas ungewohnt sein, sich ungezwungen im Institutsbereich zu bewegen. Mit zunehmender Studiendauer wird dies jedoch zur Selbstverständlichkeit und Studierende in den höheren Semestern, die an den attraktiven Studienplätzen auf den Bibliotheksplattformen ihre Arbeiten schreiben, sind sozial meist in hohem Maß in das Institut integriert.

Der Aspekt der Interdisziplinarität kommt noch dazu: Die Bibliotheksplattformen der verschiedenen Institute sind über Brücken und Wendeltreppen miteinander verbunden. Man kann leicht von einer Institutsbibliothek in andere gelangen, zudem bestehen von allen Leseplätzen vielfältige Sichtbezüge auf die anderen Bibliotheksplattformen. Dies führt zu einem spannenden, ambivalenten Raumerlebnis: Die Plattform wird wegen ihres Zugangs und ihrer räumlich-funktionalen Nähe zum Institut einerseits als ein Bereich des Institutes erlebt. Wegen der Integration in die architektonisch starke Großform des Innenhofs und den räumlich intensiven Vernetzungen mit den Plattformen der anderen Institute erlebt man sie andererseits ebenso klar als Bestandteil einer die Disziplinen übergreifenden Gemeinschaft. Die langjährigen Erfahrungen zeigen, dass die Raumkonzeption von Unitobler in der Tat ein außergewöhnlich hohes kommunikatives Potenzial aufweist.

4 Das universitäre Großraumbüro

„Open space“ oder „Bürolandschaft“ – unter neuen Begriffen erleben Großraumbüros eine Renaissance. Sie gelten als kommunikative und dynamische Arbeitsumgebungen, die Austausch und Kontakte fördern, Zusammenarbeit in häufig wechselnden Teams erleichtern und flexibel auf betriebliche Veränderungen reagieren können; alles Eigenschaften, die hervorragend den universitären Anforderungen an die räumliche Infrastruktur entsprechen. Und dennoch sind Großraumstrukturen im universitären Umfeld selten. Konzentriertes wissenschaftliches Arbeiten stellt erhöhte Anforderungen an Rückzugsmöglichkeiten und die Vielzahl von individuellen Arbeitsbesprechungen und Prüfungssitzungen, die täglich in den Büros der Assistierenden und Dozierenden stattfinden, lassen sich in Großraumstrukturen ohne Störungen kaum durchführen.

Die Debatte um Bürostrukturen wird heute vielfach ideologisch geführt; die Befürworter von Großraumbüros loben das kommunikative Potenzial und die Flexibilität, die Befürworter/innen von kleinräumigen Strukturen loben deren Störungsarmut und die Möglichkeiten der individuellen Kontrolle über den eigenen Arbeitsplatz. Letztlich ist für eine optimale Arbeitssituation beides unverzichtbar und beide Ansätze tun gut daran, die Vorteile des anderen in das eigene Konzept zu integrieren. Beim neuen Hochschulzentrum von Roll (Architekten giuliani.hönger, Zürich) der Universität und der Pädagogischen Hochschule Bern, das 2013 den Betrieb aufnimmt, wird dies angestrebt: Durch eine differenzierte territoriale Gliederung des Institutsgrundrisses und ein modulares Raumangebot sollen die Vorteile der kleinteiligen Bürostruktur mit denjenigen des Großraumbüros verbunden werden.

Die zentrale Rolle spielen dabei die Erschließungsflächen, die weit mehr sind als gewöhnliche Korridore: Sie übernehmen eine Vielzahl von für den Institutsbetrieb unerlässlichen Funktionen und sind das kommunikative Rückgrat des Institutes. Durch eine differenzierte Gliederung gelangt man von den öffentlichen zu immer privateren Zonen. Verstehen lässt sich das am besten anhand eines virtuellen Rundgangs durch ein Institutsgeschoss:

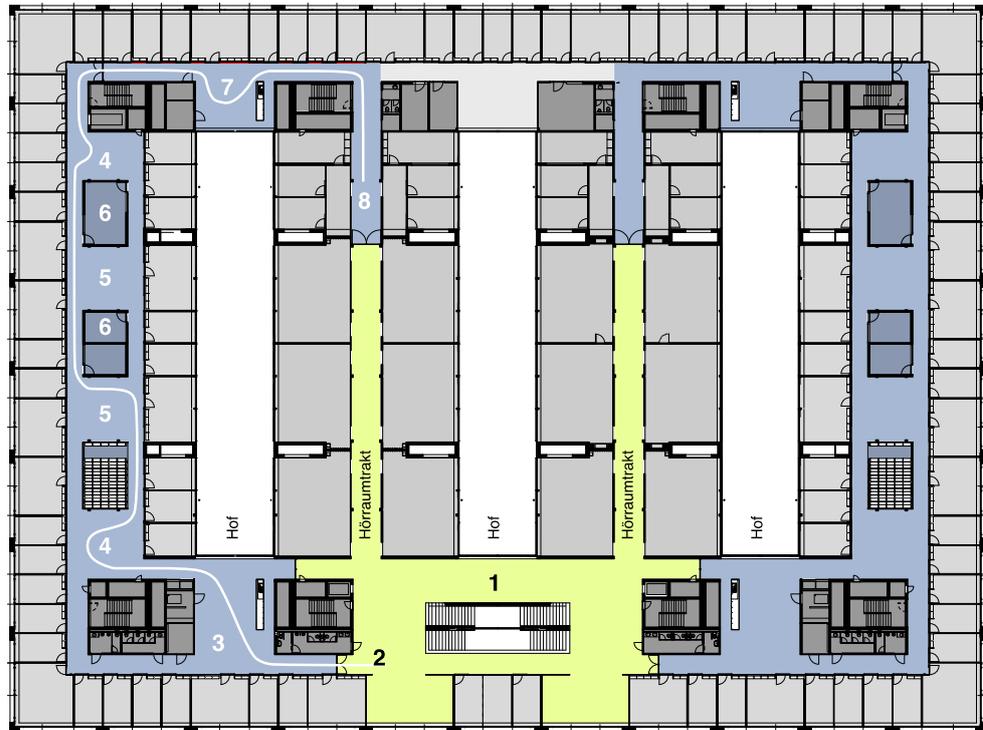


Abb. 3: Virtueller Rundgang durch ein Institut

Foyer (1)

Das über eine markante Freitreppe und Aufzüge erschlossene Foyer ist ein sehr öffentlicher Ort: Von hier aus erreicht man die Hör- und Seminarräume mit den zugehörigen Gruppenräumen und die Zugänge zu den Instituten. Ein lebhaftes Kommen und Gehen von Studierenden und Mitarbeitenden prägt diesen großen offenen Raum.

Übergang (2)

Der Übergang vom Foyer zum Institut soll einladend sein und gleichzeitig unmissverständlich als territorialer Wechsel erlebt werden. Die Glastüre ermöglicht Einblicke, die räumliche Verengung signalisiert den Übergang in das intimere Territorium des Institutes.

„Social hub“ (3)

Der „Social hub“ ist die Drehscheibe des Institutes: Hier treffen Studierende und Besucher/innen auf Institutsangehörige, man trinkt Kaffee, diskutiert, liest Zeitung, informiert sich oder macht einfach eine Pause. In den angrenzenden Büros befinden sich die Sekretariate und weitere Anlaufstellen. Weil der Ort weit mehr ist als ein Aufenthaltsraum, hat er als Arbeitstitel den Namen „Social hub“ erhalten.

Infrastruktur-Stützpunkt (4)

Im Infrastruktur-Stützpunkt befinden sich Postfächer, Kopierer, Drucker, Schneidemaschinen, Bindegeräte und die vielen weiteren Bürohilfsmittel, die gemeinsam genutzt werden. Eine Besonderheit ist die Rollgestellanlage: Büromaterial, Prüfungsdossiers, Forschungsdokumentationen, aber auch Bücherbestände, die in den Büros keinen Platz gefunden haben, werden hier aufbewahrt, ohne dass dafür wertvolle Büroflächen missbraucht werden. Trotz oder vielmehr wegen dieser funktionalen Zweckbestimmung wird diese Zone zu einem Ort vieler spontaner Begegnungen und Kontakte.

Offene Kommunikationszonen (5)

Diese Zonen spielen im Institutsleben eine zentrale Rolle: Geplante und spontane Besprechungen, die in den Büros keinen Platz finden oder die Büropartner stören, finden hier statt: Forschungsteams halten ihre Meetings ab, Assistierende besprechen mit Studierenden deren Arbeiten. Stehhohe Tische mit Barhockern regen zu spontanen „Debatten am Wegrand“ an. Wer sich durch die offene Bürotür von der Diskussion angesprochen fühlt, gesellt sich dazu, wen sie stört, schließt die Türe oder zieht sie wenigstens ein Stück weit zu. Die einfache Möglichkeit, mittels der Tür den Grad an räumlicher Privatheit zu regulieren, wird so mit den kommunikativen Vorteilen des Großraumbüros kombiniert.

Besprechungsräume (6)

Es gibt Gespräche, die einen geschützteren Rahmen erfordern: Formelle Sitzungen mit größerem Teilnehmerinnen- und Teilnehmerkreis, vertrauliche Gespräche, mündliche Prüfungen etc. Dazu braucht es geschlossene Besprechungsräume. Drei solche Räume befinden sich mitten in der Kommunikationszone; Sitzungen mit größeren Personenzahlen können in den Seminarräumen stattfinden.

Hinterer „Social hub“ (7)

Auf der anderen Stirnseite des Innenhofs liegt ein zweiter, kleinerer „Social hub“. Er ist das introvertierte Gegenstück zur lebhaften Kontaktzone beim Institutseingang. Hier kann man sich auch mal alleine oder in einer kleinen Gruppe zurückziehen. Tiefes Sitzen und ein visueller Schutz gegenüber dem Durchgangsbereich unterstreichen diese Funktion.

Experimentalräume (8)

Zuhinterst im Institutsbereich befinden sich die Experimentalräume für die verhaltenswissenschaftliche Forschung. Durch ihre periphere Lage sind sie gegen störende Einflüsse gut abgeschirmt. Dennoch sind sie durch einen zweiten Zugang aus dem Foyerbereich für Versuchspersonen und Praktikas der Studierenden gut erreichbar.

Neben der Stärkung des kommunikativen Potenzials soll auch eine hohe Flexibilität gegenüber betrieblichen Veränderungen gewährleistet werden: Der Schlüssel dazu ist eine konsequente Modularität und Nutzungsneutralität der Büroräume. Zwei Bürogrößen nehmen alle Arten von Nutzungen auf: Im einachsigen Büro werden Einzelpersonen-, Doppel- oder Dreierbüros eingerichtet, im zweiachsigen Mehrpersonenbüros. Professorinnen- und Professoren-, Assistierendenbüros und Sekretariate werden bezüglich Größe und Grundausstattung nicht unterschieden. So findet man zwei feste Ausstattungselemente in beiden Bürogrößen: Eine einge-

baute Bücherwand nimmt platzsparend Bücherbestände, Projektdokumentationen und Forschungsunterlagen auf. Sie reicht bis unter die Decke und wie in alten Buchhandlungen hilft eine Schiebeleiter, die oberen Tablare zu erreichen. Auf der gegenüberliegenden Seite ist die Fensterbrüstung als raumbreite Fensterbank ausgebildet: Für Besprechungen bietet sie zusätzliche Sitzgelegenheiten, man kann sich aber auch mal mit einem Buch auf die Fensterbank zurückziehen oder sie als zusätzliche Ablagefläche nutzen. Der Unterschied zwischen Professorinnen- und Professorenbüro, Sekretariat und Hilfsassistierendenbüro wird erst in der unterschiedlichen Anzahl der leicht verschiebbaren Büromöbel wie Tische, Bürodrehstühle und Behältermöbel sichtbar.

Wie hilfreich dieses modulare Konzept ist, zeigt sich schon heute: Die betrieblichen Strukturen der zukünftigen Nutzer/innen haben sich während der Realisierungsphase stark geändert – der Albtraum aller Bauprojekte. Dank der modularen Raumstruktur sind im vonRoll-Projekt daraus jedoch keine baulichen Änderungen notwendig geworden.

5 Geringer Aufwand – große Wirkung

Mehr Gruppenräume! Welche Universität sieht sich nicht mit dieser Forderung konfrontiert? Heutige Unterrichtsmethoden arbeiten zunehmend mit dem Wechselspiel von Plenum und Gruppen und Grundlagenwissen wird in Form begleiteter Tutorien vertieft. Auch außerhalb des formalen Unterrichts geschieht heute vieles im Team: Die Verarbeitung des Unterrichtsstoffs, Prüfungsvorbereitungen, Erarbeitung von Seminarbeiträgen etc. Längst ist erkannt, dass der traditionelle Leseplatz in der Bibliothek nicht der einzige Lernort in Universitäten sein kann. Der Mangel ist akut und die Universität Bern versucht kurzfristig mit einfachen Lösungen Abhilfe zu schaffen. Sie lässt sich dabei vom Improvisationstalent der Studierenden inspirieren: Wo treffen sich studentische Arbeitsgruppen, wenn die offiziellen Gruppenräume besetzt sind? In den weit verzweigten Korridorsystemen der Universität gibt es unzählige Orte, wo sich problemlos in Gruppen arbeiten lässt. In der Regel fehlt jedoch eine für Gruppenarbeiten adäquate Einrichtung. Die Universität Bern ließ deshalb ein Modul entwickeln, das geeignete Korridorbereiche zu attraktiven Gruppenzonen aufwertet.

Aus massivem Eichenholz gefertigt, setzen sich die Tische bewusst von der meist kargen Korridoratmosphäre ab. An den quadratischen stehhohen Elementen mit je vier Barhockern lässt es sich sowohl sitzend wie stehend arbeiten. Die integrierte Tischleuchte schafft mit ihrem warmen Lichtkegel eine gewisse Behaglichkeit und Intimität. Eine Steckdosenleiste versorgt die Laptops mit Elektrizität und über das WLAN steht auch die Verbindung zu den universitären Netzwerken zur Verfügung. Eine besondere Herausforderung war die Erfüllung der Auflagen der Sicherheitsbehörden, da Korridore immer auch Fluchtwege sind. Dank frühzeitigem Einbezug der Sicherheitsfachleute konnte diese Hürde gemeistert werden. Die Reaktionen der Nutzenden auf dieses Angebot sind sehr positiv ausgefallen.



Abb. 4: Ein Korridor wird zum Studienplatz

Auch leerstehende Seminarräume bieten sich für Gruppenarbeiten an. Hörraumbewirtschaftungen mögen noch so effizient sein, immer wieder gibt es Zwischen- und Randstunden, in welchen einzelne Unterrichtsräume nicht belegt sind. Über die Gesamtheit aller Unterrichtsräume ergibt dies ein erstaunlich hohes Potenzial von Räumen, die sich für Gruppenarbeiten und individuelles Arbeiten nutzen lassen. Inoffiziell tun dies Studierende schon lange, seit kurzem versucht die Universität Bern dies aktiv zu unterstützen. Unterrichtsräume, die sich dafür eignen, werden durch ein spezielles Signet gekennzeichnet. Die Spielregeln sind klar: Die Veranstaltungen des Lehrbetriebes haben immer Vorrang. Ob ein Unterrichtsraum überhaupt frei ist, lässt sich bei geschlossener Tür leider nicht erkennen; neuere Hörräume werden deshalb neben der Tür mit einem Fenster versehen, das einen Einblick ermöglicht. In Zukunft ist es denkbar, über mobile Kommunikation freie Hörräume direkt aus dem Reservationssystem abzurufen.

6 Fazit

Die dargestellten Beispiele aus der Praxis illustrieren, dass das kommunikative Potenzial von Hochschulbauten auf unterschiedlichsten Ebenen – von der Arealplanung bis zur Einrichtung – gestärkt werden kann. Es gibt dazu keine Patentrezepte außer, die Thematik auf allen Planungsebenen explizit, mit Beharrlichkeit und Professionalität zu verfolgen. Dies ist allerdings leichter gesagt als getan: Es verblüfft immer wieder, dass in Bauplanungsgremien alle erdenklichen Aspekte des Bauens durch entsprechende Experten professionell vertreten sind, einzig für die Nutzungs- und Bedürfnisaspekte fehlt dieses Fachwissen. Traditionellerweise übernehmen Architektinnen und Architekten diese Aufgabe, allerdings sind sie dazu methodisch oft ungenügend gerüstet, weil in den Ausbildungsplänen vieler

Architekturschulen diese Themen ein Schattendasein fristen. Aber auch die Sozial- und Verhaltenswissenschaften haben die Auseinandersetzung mit der gebauten Umwelt auf hintere Plätze ihrer Themenschwerpunkte fallen lassen. Es bleibt zu hoffen, dass dieses spannende, interdisziplinäre Thema an unseren Hochschulen und Universitäten sowohl in der Forschung wie in der Lehre wieder an Bedeutung gewinnt.

7 Literaturverzeichnis

Flade A. (2008). *Architektur psychologisch betrachtet*. Bern: Verlag Hans-Huber, Hogrefe.

Kopec, D. (2006). *Environmental psychology for design*. New York: Fairchild Publications.

Minta, A., Nicolai, B. & Thome, M. (2009). *Stadt Universität Bern*. Bern: Haupt Verlag.

Rambow, R. (2000). *Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur*. Münster: Waxmann.

Richter, P. (2008). *Architekturpsychologie. Eine Einführung*. Langerich: Papst science publishers.

Walden, R. (2008). *Architekturpsychologie: Schule, Hochschule und Bürogebäude der Zukunft*. Langerich: Papst science publishers.

Autor/in



Dipl. Architekt ETH, lic. phil. Psychologe Kilian BÜHLMANN ||
Universität Bern, Abt. Bau und Raum || Gesellschaftsstr. 6, CH-3012 Bern

www.bau.unibe.ch

kilian.buehlmann@bau.unibe.ch



Dipl. Architektin ETH Susanna KRÄHENBÜHL || Universität
Bern, Abt. Bau und Raum || Gesellschaftsstr. 6, CH-3012 Bern

www.bau.unibe.ch

susanna.kraehenbuehl@bau.unibe.ch